

Zwischen Maisfeldern und Disneyworld

Mein Jahr in den USA

MARTHA DUDZINSKI

Das Land der graziösen Cheerleader und der 1500-Kalorien-Burger, der Atomwaffen und erzkonservativen Sekten, das Land mit den kuriosen Gesetzen, eines der jüngsten Länder der Welt und doch das mit der ältesten Demokratie – was kann man als Minderjährige in einem Schuljahr in den USA lernen? Dies ist ein Versuch, all das, was ich erlebt, erfahren und vermisst habe, was zehn Monate meines Lebens, die sich auf einem anderen Kontinent abspielten, mit mir gemacht haben, zusammenzufassen – einen Zusammenhang herzustellen zwischen den politischen, ethnischen und philosophischen Extremen, „die Amis“ und ihre Auswirkungen auf mich auf wenigen Seiten darzustellen. Der Schauplatz: Eureka, Illinois, ca. 30 Autominuten von Friedrichshafens Partnerstadt Peoria entfernt, etwa drei Autostunden von Chicago, platziert inmitten von Mais- und Sojabohnenfeldern, ausgestattet mit etwa zwölf verschiedenen Kirchen für 5000 Einwohner und die College-Heimat des amerikanischen Präsidenten und Schauspielers Ronald Reagan.



*Mit meiner Gastschwester
Colleen (rechts) und
den Gasteltern
Michael und Peg Toliver.*

Spricht man in Deutschland Deutsch?

Den größten Teil meines Lebens machte definitiv die Schule aus. Der sogenannte „school spirit“, die Identifizierung mit der eigenen Schule ist in den USA aus dem Grund so ausgeprägt, weil sie einen so großen Teil der Zeit in Anspruch nimmt. Abgesehen vom Unterricht, der um 8.30 Uhr anfang und um 15.20 Uhr zu Ende war, verbrachte ich die anschließenden drei Stunden saisonal bedingt in einem Halbjahr mit Tanztraining und im anderen mit Softball, einer Sportart, die dem hiezulande recht bekannten Baseball ähnelt. Am Wochenende hatte ich Meisterschaften, Spiele und Turniere, auch regelmäßige Tanzveranstaltungen wurden von der Schule aus organisiert. Eine andere „extracurricular activity“ war das „Speech and Drama Team“, eine AG, bei der man in verschiedenen Kategorien Reden beziehungsweise kleine Theaterstücke vortrug. Da gab es Selbstgeschriebenes und Auswendiggelerntes, politische und alltägliche Themen, Ernstes und Tragödien, fiktive und tatsächliche Erlebnisse, die man vor einer Jury aufführte. Ich trat in zwei Kategorien an, einmal in einer Komödie mit zwei Personen, einmal mit einem Solo. Ich war überrascht, wieviele freiwillig ein halbes Jahr lang jeden Samstag zwischen 5 und 6 Uhr morgens aufstanden, dann mit einem der berühmt-berüchtigten gelben Schulbusse zu einer manchmal sehr weit entfernten Schule fahren, um dort dann in edler Kleidung den gesamten Tag hindurch immer wieder aufzutreten und stundenlang die Ergebnisse abzuwarten. Diese Pausen füllten manche mit Proben, ich mit großzügiger Nahrungsaufnahme der von unserer Trainerin mitgebrachten Chips, Doughnuts und anderer Süßigkeiten – auf mein daraus entstandenes Körpervolumen komme ich später zurück. Am Ende jedes Turniers gab es eine feierliche Preisverleihung mit Medaillen und Pokalen.

Diesem Team gehörten hauptsächlich Schüler an, die sich auch für Politik, Allgemeinwissen und fürs Ausland interessierten. Sie waren diejenigen, mit denen ich über ernste Themen reden konnte, und die, für die es genauso unverständlich war wie für mich, wie mich Freunde allen Ernstes fragen konnten, ob Hitlerbärte in Deutschland populär seien, ob es bei uns Klebstoff gebe, ob Demokratie herrsche, ob ich schon einmal auf der Autobahn gewesen sei und ob man in Deutschland Deutsch spreche. Diesbezüglich traf mich jedoch ein weniger hartes Schicksal als ein Mädchen aus Dänemark, das ebenfalls ein Jahr an der Eureka High School verbrachte. Ihr Herkunftsland war vielen Mitschülern so schleierhaft, dass man sie bei Fragen über ihre dortigen Lebensumstände mangels entsprechender Informationen mit willkürlichen Ländern in Verbindung brachte. So wurde sie gefragt, ob man in Finnland Hunde esse und wie eng sie mit ihrer Landsmännin, die im Jahr davor auf derselben Schule gewesen war (und die ganz nebenbei aus Schweden stammte), befreundet sei. Ein Lehrer fragte sie ernsthaft, wie das Leben in der Schweiz sei, und auch als ein Freund uns von einem Kriegserlebnis seines Großvaters erzählte, ließ er diesen zu Fuß von Deutschland bis nach Norwegen laufen, wobei dieses sich wenig später als Italien herausstellte. Ein Mädchen, das in Papua-Neuguinea gelebt hatte, wurde von der Frau eines Pfarrers über Zimbabwe ausgefragt.

Die oftmals fehlende Bildung, gerade was das Ausland betrifft, haben sie jedoch nur selten selbst verschuldet – wer etwas über das Ausland wissen will, muss bereit sein, dafür auch Einsatz zu zeigen. Die Nachrichten beschränken sich meist auf lokale, höchstens nationale Ereignisse. Auch in den Zeitungen – wenn man sie überhaupt liest – wird Internationales eher nebenbei und recht kurz erwähnt. Auch wenn in der Schule zum Beispiel in Geschichte Europa recht häufig erwähnt wird, lernt man dort nur wenig über das aktuelle Geschehen hier. Im Gegensatz zu uns können sie Europa nicht tagtäglich im Fernsehen sehen, vielen ist es genauso bekannt wie uns die Lebensumstände in Kirgisien. Als mir das bewusst wurde, begann ich, die Sache mit Humor zu sehen. Statt in Aggressionen zu verfallen, nutzte ich die Zeit vor dem „Fest der Liebe“ dafür, geduldig zu lächeln, wenn ich wieder einmal gefragt wurde, ob man in Deutschland Weihnachten feiere, ich blieb auch ruhig, als man mich fragte, ob Deutschland kommunistisch sei, und nahm auch die Frage nicht persönlich, ob Lehrer ihre Schüler schlagen dürften. Eines der in Amerika überbenutzten, aber leider nicht ebenso oft angewandten Ideale, die Toleranz, ist in solchen Situationen besonders wichtig. Ebenso wie ich manchmal empfindlich reagierte, wurde mein Unverständnis manchmal ebenso mit Intoleranz, ja geradezu als Unverschämtheit behandelt.

Erkenntnisse, die der Film nicht vermittelt

Es macht mir viel mehr Spaß, amerikanische Filme anzuschauen, seit ich zurück bin. Ich erkenne in Filmen auch die Architektur und die Mentalität wieder, die mir im tagtäglichen Leben begegneten, und mir fallen Details auf, weil ich sie am eigenen Leib miterlebt habe. So zum Beispiel, dass die Schülerpulte mit den Stühlen verbunden sind, was mir erst vollends bewusst wurde, als ein Stuhl, den ich zu mir ziehen wollte, mitsamt dem Tisch mit Gepolter zu Boden ging. Ich sehe Getränke- und Süßwarenautomaten im Hintergrund der Schulflure, die ich so gut kenne, ebenso die Schließfächer. Ich erinnere mich daran, wie ich das Geheimnis lüftete, wie in den Teenie-Filmen Liebesbriefe trotz Vorhängeschloss heimlich im Schließfach untergebracht werden – das Schloss hängt lediglich am Türgriff, nur die wenigsten machen sich die Mühe, es so einzuhaken, dass man bei jedem Öffnen die Kombination einrasten muss.

Eine Erkenntnis, die ich vom bloßen Film-Anschauen nicht bekommen hatte, war, dass man – den stereotypen Cheerleadern aus den amerikanischen Filmen zum Trotz – in Deutschland viel oberflächlicher ist. Abgesehen davon, dass man in den Staaten aus allseits bekannten Gründen die Grenze zum „Zu-dick“-Sein viel höher gesetzt hat, ist man dort auch, was das äußere Erscheinungsbild angeht, nicht so kritisch. Als ich mich über regelmäßig platzende Hosen beschwerte und jammerte, dass ich bis zur Rückkehr nach Deutschland wieder abnehmen müsse, wurde ich geradezu empört für verrückt erklärt – während meine Befürchtungen regelrecht bestärkt wurden, sobald ich hier angekommen war. Zum Glück fie-

Mit meiner Gastschwester Colleen (rechts) am Abschlussball, dem sogenannten „Prom“.



len die überflüssigen Pfunde jedoch innerhalb weniger Monate wieder, so dass ich auch in Deutschland wieder gesellschaftlich akzeptiert werden konnte. Die so „oberflächlichen“ Cheerleader legten immer wieder Tage ein, an denen sie beschlossen, gänzlich ungeschminkt zur Schule zu gehen- was hier für viele geradezu undenkbar wäre. Der „Dress Code“, das Regelheft mit Vorgaben, welche Bekleidung für die Schule unangemessen ist, hatte zum Entsetzen vieler Schüler eine neue Klausel, die das Tragen von Pyjamahosen im Unterricht verbot. Selbstbemalte T-Shirts und weite Kapuzenpullis waren weit verbreitet – wer keine Lust hatte, sich für die Schule herzurichten, machte kein Hehl daraus.

Umso mehr legte man sich dafür ins Zeug, wenn es um die Schulbälle ging. „Homecoming“ Ende September und „Prom“, der berühmt-berüchtigte Abschlussball Ende Mai, waren gefundene Anlässe für die Mädchen, einen Monat lang – oft sogar täglich – ins Sonnenstudio zu gehen, mehr als hundert Dollar für ein Kleid auszugeben, das sie der Ehre halber nur einmal tragen würden, und in Schuhe, Schmuck, Maniküre und Hochsteckfrisuren zu investieren. Traditionell kauften die Partner sich gegenseitig Blumengestecke und manche fuhren in Limousinen zur Tanzveranstaltung. Ich musste schmunzeln, als die Jungs in ihren edlen Smokings und die Mädchen, hübsch gestylt und edel frisiert, doch nicht so recht passend gekleidet waren, um zu Hip-Hop zu tanzen, und auch ihre Bewegungen fielen teilweise recht unpassend zu ihrer Aufmachung aus. Das obligatorisch langsame Lied, insgesamt etwa ein Viertel des Gesamtprogramms, machte das jedoch oft wieder wett.

Von Empfindlichkeiten und Toleranz

Der stellvertretende Schulleiter rannte immer wieder zum DJ, wenn der Text eines Liedes seiner Meinung nach unangemessen erschien. Auch das machte einen großen Teil meines Aufenthaltes aus: zu erkennen, was angemessen ist. Welche Worte man nicht in Anwesenheit der Lehrer benutzen kann, welche man durch ähnlich klingende ersetzen sollte, wenn man Nachsitzen vermeiden will. „Gosh-dang“ hieß es, wenn einer „goddamn“ meinte, „shoot“ ersetzte den weitverbreiteten Ausdruck für Fäkalien und „darn“ war ein Weg, um „damn“ zu umgehen.

Die Sensibilität merkt man auch an der Zensur von Liedern, wenn im Radio entsprechende Äußerungen mit kurzzeitigem Ausblenden der Stimme bestraft werden. Bei gänzlich unmoralischen Strophen, wie sie gerade im Hip-Hop ziemlich beliebt sind, werden die Künstler geradezu dazu gezwungen, gänzlich neue Versio-

nen aufzunehmen, um überhaupt im Radio und im Fernsehen gespielt zu werden. Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen, als ein Lied, in dem „goddamn“ gesagt wurde, dieses auf „God“ reduziert wurde. Lange spekulierte ich über den Sinn einer solchen Änderung, wenn damit zwar jegliches „böse“ Vokabular aus diesem Lied entfernt worden war, das Überbleibsel jedoch so wenig Sinn ergab, dass geradezu offensichtlich war, was fehlte – was auf öffentlichen Veranstaltungen wie den oben genannten Bällen dazu führte, dass ausgeblendete Texte lautstark vom Publikum ergänzt wurden.

Ebenso sensibel, so stellte ich bald fest, musste mit vielem anderen umgegangen werden. Zu schnell wird Unklarheit zur anti-amerikanischen Einstellung, und schon bald begann ich zu verstehen, woher die vielen Probleme, sowohl innen- als auch außenpolitisch, entstehen, die für uns Europäer so schwer nachzuvollziehen sind. Der Krieg im Irak wird auch von vielen Amerikanern als Akt von Imperialismus, als das Auftreten als „Weltpolizei“ und als Jagd nach Öl angesehen, doch die, deren Stimme lauter bis nach Europa schreit, sind aus tiefster Überzeugung Befürworter der Besetzung. So ist man davon überzeugt, als Macht, die die Demokratie so ausgereift, geprägt und vor allem eigenständig erkämpft hat, diese Position zugunsten anderer Völker nutzen zu müssen. Viele sehen das geradezu als Pflicht an, nicht unbedingt arrogant, doch des eigenen Einflusses sehr wohl bewusst. Sie sind überzeugt, Gutes zu tun.

Demokratie ist eines der Worte, das ich seit meinem USA-Aufenthalt nicht mehr gerne höre, einfach aus dem Grund, weil es überbenutzt wurde. Andere solcher Worte waren „Respekt“ und „Toleranz“ – an sich gute und erstrebenswerte Ziele, die im teils idealistischen Amerika einfach zu oft ertönten. Im Unterricht nannten Schüler diese als wichtigste Bausteine einer Demokratie, um mir wenig später in der Mittagspause über die Sünde von Homosexualität zu erzählen. Mich interessierten ihre Ansichten, so dass ich gerne zuhörte, wenn sie mir erzählten, weshalb Frauen in ihrer Kirche nach der „Firmung“ nicht mehr ohne Rock und Häkeltuch auf dem Kopf aus dem Haus gehen durften, doch wenn ich ihre Ansichten zum Thema Erbsünde nicht teilte, wurde mir unmissverständlich klargemacht, dass ich in die Hölle kommen würde. So sah ich oft, dass die Idealwerte, für die Amerika steht, oft eben nur Ideale bleiben und Toleranz manchmal nur Gleichgesinnte erfahren dürfen.

Langsam hörte ich auf, Dinge zu idealisieren, die ich nicht kenne. Viele Menschen hier in Deutschland sahen mich erstaunt an und meinten, was für ein wunderbares Erlebnis es gewesen sein muss, in „dem“ Amerika zu sein, das ihnen so sehr aus Film und Popkultur bekannt ist. Ob es denn so sei wie in den Filmen, wurde ich gefragt. Ja, aber eigentlich ganz anders. Beeindruckend und manchmal auch enttäuschend zugleich ist es, wenn man feststellt, dass etwas genauso aussieht, wie man es von Bildern kennt, aber trotzdem ganz anders ist als das Bild, das man sich gedanklich davon gemacht hat. Menschen träumen von fremden Orten und Kulturen, doch immer wieder wird mir bewusst, dass ein Ort, den man nicht gesehen hat, niemals so sein wird, wie man ihn sich vorstellt – manchmal schlechter,

manchmal besser. Immer wieder musste ich mir bewusst machen, dass das Ganze real war. Die Cheerleader, die mit Pyramiden und Überschlügen die Basketballspiele einleiteten, die zig verschiedenen Fastfood-Restaurants, die sich zum Treffpunkt und Abendprogramm etablierten, die 16-Jährigen, die vor mir Auto fahren durften, und all das, was für uns zu Amerika gehört – alles genauso, wie man es gesehen hatte, und irgendwie doch ganz anders.

Tanzen in Disneyworld

Spannend und unterhaltsam war es, Dinge, die ich zu kennen glaubte, ganz neu zu erleben. So zum Beispiel das Tanzteam an unserer Schule. Da ich erst eine Woche vor Schulbeginn in den Staaten angekommen war, war es zu spät, um mich für das Pausenprogramm während der Football-Saison im Herbst zu qualifizieren. Die sogenannten „Try-Outs“, die man hierzulande als „Vortanzen“ oder „Bewerben“ bezeichnen könnte, fanden für die Sportarten der Herbstsaison jeweils im vorhergehenden Schuljahr statt, so dass den ganzen Sommer lang trainiert wurde. So musste ich bis zur Basketballsaison warten, bevor ich erfuhr, dass das Tanzteam sich zum

wiederholten Mal für die Nationalmeisterschaften qualifiziert und sich für dieses Jahr vorgenommen hatte, den finanziell aufwändigen Trip zu wagen.

Wie in Trance war ich, als ich das erfuhr, und es fiel mir lange Zeit schwer, zu begreifen, dass ich an einem so großen Ereignis als vollwertiges Teammitglied teilnehmen durfte. Dass das Ganze im Disneyworld in Orlando, Florida, stattfinden sollte, machte es mir nicht einfacher. Zwei so bekannte und doch so ferne Elemente waren für mich plötzlich vereint zum Greifen nah. Umso lustiger fand ich es, als es so weit war. Wir wohnten in einem der Disney-Hotels, ich be-



Dance Team der Eureka High School, mit dem ich an den Hip Hop Nationalmeisterschaften 2007 im Disneyworld Florida teilnahm.

Meine Schwester Monika und ich auf dem Times Square in New York City.

kam eine eigene Schlüsselkarte, bedruckt mit meinem (zugegebenermaßen falsch geschriebenen) Namen und die Sponsoren der Meisterschaften verteilten an uns kleinere Geschenke in Form von Körperpflegeutensilien und Gutscheinen. Als ich am ersten Abend das gigantische Feuerwerk um das berühmte Schloss sah, fiel es mir immer noch schwer zu glauben, dass es so nah, so echt und einfach da war. Die Tanzteams durften auch nach den Öffnungszeiten in den Park, was uns lange Wartezeiten ersparte, abgesehen davon, dass wir tagsüber wegen der Auftritte meist keine Zeit dafür gehabt hatten. So ließ das VIP-Gefühl nie nach – und trotzdem konnte ich nie so recht begreifen, dass das, was mit mir geschah, so unglaublich und trotzdem so einfach war.

Dass dafür auch zwei Tage Schule geopfert wurden, zeugte übrigens nicht nur von der Wichtigkeit sportlicher Aktivitäten für den Ruf der Schule, sondern vor allem von der Leichtigkeit im Umgang mit Fehlzeiten. Im Gegensatz zu Deutschland, wo Fehlzeiten als geradezu verbrecherisch geahndet werden und sich Schüler sowie Eltern wie vor Gericht schriftlich und telefonisch zu verantworten haben, wurde dort jede mit Kenntnis der Eltern ausgeführte Aktivität als Fehlgrund akzeptiert. Wenn man im Voraus einen von den Eltern unterschriebenen Zettel bei den Lehrern und im Sekretariat die Runde machen lässt, ist eine sogenannte „prearranged absence“ ohne Schwierigkeiten durchzuführen. Egal ob Shopping zu Ehren des Geburtstages, Reisen oder Geburt entfernter Verwandter – solange die Unterschrift der Eltern auf dem Papier steht, ist die Abwesenheit genehmigt. Der in diesem Bezug witzigste Tag war, als am ersten Tag der Hirschjagd-Saison nicht nur die halbe Schule, sondern sogar der Direktor persönlich nicht zum Unterricht erschien.



Der Reiz des Verbotenen: vorehelicher Sex und Alkohol

Umso strenger ist man dafür, wenn es um das „Dating“ oder allgemein um den Umgang mit dem anderen Geschlecht geht. Jungs auf dem Zimmer eines Mädchens werden argwöhnisch beäugt, wobei man bei diesen unterscheiden muss zwischen den Extremfällen, die es nicht stört, im Unterricht Darmwinden ihren Lauf zu las-

sen, öffentlich laut zu rülpsen und auf geradezu abstoßende Art zu essen, und den anderen, die sich unbewusst weigern, vor einem Mädchen ein Klassenzimmer zu betreten, sie einen Milchshake selbst zahlen zu lassen, denen, die darauf bestehen, um das Auto zu rennen und ihr die Tür aufzuhalten, ihre Jacke an- und auszuziehen und ihren Stuhl zurechtzurücken. Ich schätze, es lag an meiner Herkunft, dass die Etikette mich anfangs so irritierte, da ich bis dahin keines der beiden Extreme in diesem Maße vorgefunden hatte. Beide Gruppen haben jedoch eine Sache gemeinsam: Sie haben nichts in einem Mädchenschlafzimmer, schon gar nicht hinter einer geschlossenen Tür zu suchen – egal ob als fester Freund oder „Befreundeter“.

Pärchen haben es dort somit um einiges schwerer als hier. Im Gegensatz zu Deutschland gibt es die Pille für Jugendliche nicht umsonst, so dass eine breite Schere entsteht: Die Mädchen, die Ringe als Symbol für die Enthaltsamkeit bis zur Ehe tragen, stehen im Gegensatz zu denen, die im Alter von vierzehn ihr erstes Baby bekommen. Was bei uns eine Seltenheit darstellt, geht in den Staaten so weit, dass es an meiner Schule mit 500 Schülern zur gleichen Zeit fünf Schwangere gab und Peoria County – vergleichbar mit einem Landkreis – über Jahre hinweg die höchste Geburtenrate unter Teenagern hatte. Es geht sogar so weit, dass eine Schule in Peoria einen eigenen Kinderhort hat – und auch hier spielt die Religionsfreiheit eine große Rolle. Die Sünde, die hinter Verhütung und vorehelichem Sex steht, prägt die Gesellschaft so weit, dass man sie besonders in kleineren Städten lieber tabuisiert, als mit ihr umzugehen.

Dasselbe gilt auch für das Nachtleben. Da der Alkoholkonsum erst ab 21 legal ist und bei Missachtung sowohl der „Beschaffer“ als auch der Minderjährige mit schweren Konsequenzen rechnen muss, ist für das Organisieren von Alkohol eine fein ausgetüftelte Strategie notwendig. Je strenger man ahndet, desto verzweifelter bemühen sich die Jugendlichen, doch ein paar Dosen wässrigen Bieres zu beschaffen. Sei es durch Ausweise, die im Gegensatz zu hier recht einfach zu fälschen und zu bezahlen sind, durch ältere Freunde oder Eltern, die damit übrigens auch ein großes Risiko eingehen, da offiziell das Trinken mit den Erziehungsberechtigten ebenso verboten ist wie das auf einer Party, oder durch das Bestechen von Fremden, die dann pro Flasche Wodka Spitzenpreise fordern können – der Reiz des Verbotenen erreicht durch die strengen Maßnahmen höchste Priorität, auch wenn man damit zum Beispiel den Ausschluss aus Sport-AGs an der Schule riskiert. Ein daraus folgendes Problem ist, dass durch die Kriminalisierung des Trinkvorgangs selbst zum Beispiel das Autofahren im betrunkenen Zustand in Kauf genommen wird. Wenn ein Minderjähriger betrunken erwischt wird, steckt er tief in den Fäkalien – da spielt es scheinbar keine Rolle, ob er sich hinter dem Steuer oder auf dem Beifahrersitz befindet.

Die berühmt-berüchtigten Partys, auf denen lautstark Massen von pubertär-minderjährigen Schülern aus roten Plastikbechern mehr oder weniger harte alkoholische Getränke konsumieren, sind in dem Zusammenhang jedoch recht selten – zu groß ist das Risiko, dass misstrauische Nachbarn aus mangelnder Kooperationsbereitschaft den Cop rufen. Eher im kleinen Kreis widmet man sich dem Hauptgrund der

***Patriotismus wird
ausgelebt: Bau-
stellenkran mit
Landesflagge in
New York City.***

Zusammenkunft,
dem Begehen ei-
nes Verbrechens.
Was dabei getrun-
ken wird, ist meist
nicht schmackhaft,
dafür aber umso
teurer bezahlt und
dient somit oftmals
nicht dem Genuss,
sondern allein dem
Zwecke des Voll-
rausches.

Viele Male baten
mich die Lehrer zu
bestätigen, dass die
niedrigere Alters-
grenze sowie die

Unterscheidung zwischen hartem Alkohol und beispielsweise Bier die Jugend in Deutschland zu maßvollerem und vernünftigerem Umgang erzieht. Dass das leider nur auf das Fahren zutrifft, erzählte ich ihnen jedoch nicht. Zu schnell wäre das Thema auf andere Hintergründe gelangt, wie zum Beispiel die fehlenden öffentlichen Verkehrsmittel und den gezielten Tabubruch der von der religiös geprägten Gesellschaft angeordneten Regeln.

Wie sind sie denn nun, die „Amis“?

Ein ebenfalls gravierender Aspekt ist der „Patriotismus“, der zwar in unserem historisch beeinträchtigten Land einen eher negativen Beiklang hat, in den Staaten jedoch einen hohen Stellenwert hat. Wo sonst würden Landesflaggen von einem Kran auf einer Baustelle hängen, einen gesamten Platz ausfüllen und sämtliche Laternenpfosten einer Hauptstraße zieren? Mitte des Jahres fing ich an, Fotos zu machen von dem, was sich als „amerikanisch“ brüstete, und so landete eine Lebensmittelfirma „American Pride“ (amerikanischer Stolz), die „Bank of America“, Bettbezüge mit der Aufschrift „American Girl“, die Tankstellenkette „Freedom“ (Freiheit) und vieles mehr in meiner Sammlung von Institutionen oder Firmen,



die sich in Blau-Rot-Weiß als patriotisch darstellten. Die, die sich als die „wahren“ Patrioten bezeichnen, sind leider oft die, die damit politische Gegner als „Staatsfeinde“ an den Pranger stellen, und leider auch dieselben, die das negative Bild ihres Landes in der Welt zu verantworten haben.

Neben Flaggen sind Autoaufkleber eine viel genutzte Möglichkeit, seinen Mitbürgern seinen Standpunkt zu allen möglichen Themengebieten mitzuteilen. „Freedom isn't free“, besagte einer – eine weitverbreitete Redensart, die besagt, für Freiheit müssten auch Opfer gebracht werden. Neben vielen konservativen Sprüchen, die die Homosexuellenehe und manchmal sogar alternative Energien kritisierten, gab es auch humorvolle wie „To save a tree, remove a Bush“, ein Wortspiel, das meint, dass zur Rettung eines Baumes die Entfernung eines Busches – bzw. die des Präsidenten George W. – erforderlich sei. Kurz gesagt, die Schere in Amerika ist groß, so wie das Land selbst, so dass sich nie sagen lässt, wie die so sind, „die Amis“. Die Skala reicht von Menschen mit religiösen Überzeugungen, die bei uns als mittelalterlich und veraltet angesehen werden, über die Menschen, die so sind wie wir, „die Europäer“, bis zum anderen Extrem: Menschen, die ohne festen Wohnsitz in Wohnwägen, den so genannten „Trailers“, wohnen.

Jeder Tag dort war ein neues Abenteuer

Das Schwerste bei all den Erlebnissen ist, sie zusammenzufassen. Nach so vielen Seiten habe ich immer noch nicht die Hälfte all dessen erwähnt, was mich erfreut, bewegt oder überrascht hat, und umso schwerer ist es, denen, die das nicht erlebt haben, all diese Gefühle zu vermitteln. Fast schon aggressiv wurde ich, als ich regelmäßig gefragt wurde, wie denn mein Jahr gewesen sei. Mir war klar, dass kaum einer eine konkrete Antwort über meine Meinung zur Gesellschaft und Mentalität erwartete, sondern ein simples „Gut!“ als höfliche Anerkennung ihres gespielten Interesses. Dinge, die ich vor meinem Amerika-Jahr den „Amis“ vorgeworfen hatte, wie Desinteresse, Unhöflichkeit und Oberflächlichkeit, fand ich vermehrt auch in Deutschland wieder, Negatives, das man in Abwesenheit gerne vergisst. Ebenso wie die wunderschöne Region, in der wir leben. See, Alpen und Weinberge waren für mich so alltäglich gewesen, dass ich nach meiner Wiederkehr kaum fassen konnte, wie schön es hier am Bodensee ist. Dass ich den „Blick von außen“ auf meine eigene Heimat werfen konnte, war für mich ein fast ebenso faszinierendes Erlebnis wie der Aufenthalt selbst.

Jeder Tag dort war ein neues Abenteuer, und im ganzen Jahr gab es, soweit ich mich erinnern kann, nur einen einzigen Tag, an dem ich keine Lust hatte, zur Schule zu gehen. Das kann daran liegen, dass diese erst um 8.30 Uhr anfang und ich dementsprechend länger im Bett bleiben konnte, oder auch an der generell angenehmeren Atmosphäre. Abgesehen davon, dass das Niveau unter dem unseren liegt und ich somit weniger anstrengende Schultage erlebte als hier, hatte ich meine Fächer selbst gewählt und verbrachte somit den Tag mit Dingen, die mir Spaß machten. Da, anders als bei uns, jeder Lehrer sein eigenes Klassenzimmer

hat, waren diese persönlich gestaltet. So hatte mein Mathelehrer zum Beispiel jeden Tag ein neues Zitat und einen Fakt des Tages an der Tafel stehen. Dazu gehört erwähnt, dass er einer der wenigen Lehrer war, die ihre Tafeln überhaupt benutzten – die meisten präsentierten ihre Aufschriebe mit PowerPoint oder benutzten ausschließlich schriftliche Quellen und Filme als Unterrichtsmaterialien. Sie gaben sich viel Mühe, ihren Unterricht ansprechend zu gestalten, und man merkte, wie wichtig es ihnen war, dass jeder verstand, was sie gelehrt hatten. So war ich am Anfang überrascht, als die Klasse nach vollendetem Vortrag die Frage „Does this make sense?“ (macht das Sinn?) gestellt bekam. Erst dachte ich, Lehrer würden an ihrer eigenen Kompetenz zweifeln und bräuchten das Feedback der Schüler, doch mit der Zeit wurde mir klar, dass das eine Abwandlung der Frage „Habt ihr das verstanden?“ war – mit dem Unterschied, dass Schüler sich nicht angegriffen oder dumm fühlen mussten, sondern die Möglichkeit hatten zu erklären, wo der



Mein Mathekurs im mit verschiedenen Schulsportuniformen geschmückten Klassenzimmer von Mr. Stromberger.



Mit meiner Familie und meinem „Area Rep“, dem Betreuer der Organisation, Eric Hoadley (rechts), bei meiner Abschlussfeier.

Lehrer vielleicht einen Gedankensprung eingesetzt hatte, so dass es für die außen stehenden Schüler „keinen Sinn“ mehr machte.

Das Verhältnis zu den Lehrern war entspannter: Lehrer mit komplizierten Namen ließen sich mit dem Anfangsbuchstaben ansprechen, so zum Beispiel meine Sportlehrerin Mrs. G. sowie mein Mathelehrer und Softballtrainer Mr. Stromberger, der auch „Stromi“ genannt werden durfte. Er hatte sich, wie so viele andere so in meinem Alltag etabliert, dass er auch dessen Bestandteil zu bleiben schien, als ich schon wieder in Deutschland war. So kam es zu dem merkwürdigen Erlebnis, auch Monate nach meiner Rückkehr immer wieder ein bekanntes Gesicht zu sehen, nur um dann festzustellen, dass die Person, die ich erkannt haben wollte, sich auf einem anderen Kontinent befindet. Leicht melancholisch wird mir dann zumute, wenn ich mir überlege, dass ich die meisten meiner Mitschüler wohl nie wieder sehen werde. Umso mehr freue ich mich, dass regelmäßig in den Ferien Freunde aus Eureka und Umgebung zu mir kommen, statt dass es, wie ich befürchtet habe, nur bei euphorischen Versprechungen ohne Realisierung bleibt. Stolz zeige ich ihnen dann, dass ein ganzer Schrank in meinem Zimmer allein diesem Jahr gewidmet ist. Fotos, Geschenke, Medaillen – jeden Tag habe ich vor Augen, was ich in meinen zehn Monaten in Amerika erlebt habe. Und das ist auch gut so, denn es ist definitiv keine Erinnerung, die ich missen möchte.